

Gefangen in der Wut

Kriminalität Im Jahr 2011 zogen zwei entlassene Vergewaltiger in ein Dorf in Sachsen-Anhalt. Es gab heftige Proteste – auch von Rechtsextremisten. Wie sieht die Situation heute aus? *Von Michaela Schwinn und Jesko zu Dohna*

Grimmige Gesichter, verschränkte Arme, in Töpfen rasseln Steine. Eine grau ge- lockte Frau bläst ihre Wut mit vollen Backen in eine Vu- zuzela. Trommelschläge donnern durch die schmale Dorfgasse, an deren Ende ein grauer Hof steht. An seiner brüchigen Fas- sade verhallen alle Beschimpfungen, alle Drohungen. Fünf Jahre ist es her, dass Insel, ein kleines Dorf in der Altmark, in den Schlagzeilen war. Der Ort wurde 2011 in der Öffentlichkeit zum „Nazidorf“, seine 450 Bewohner zum „tobenden Mob“. Demonstranten protestierten vor dem grauen Haus im Ortskern. Neonazis misch- ten sich darunter, versuchten das Grund- stück zu stürmen.

Der Grund für alles: Hans-Peter W. und Günter G., die in den 70er und 80er Jahren mehrere Frauen vergewaltigt hatten, zu Haft und anschließender Sicherungsver- wahrung verurteilt worden waren. Die Si- cherungsverwahrung wurde mehrfach ver- längert. Beide gingen lange davon aus, im Gefängnis zu sterben, bis der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte 2010 die nachträgliche Sicherungsverwahrung für rechtswidrig erklärte. Etwa 70 Straftäter, darunter auch die beiden Männer, wurden in den Monaten danach freigelassen.

Wieder in Freiheit bemühten sich Hans- Peter W. und Günter G. monatelang um eine eigene Wohnung – erfolglos. Edgar von Cramm, ein Tierarzt, der die Wellensittiche von G. in der JVA behandelt hatte, vermie- tete ihnen schließlich sein Bauernhaus in Insel. Nach vier Wochen kam alles raus, Horrorgeschichten gingen um, manche An- wohner trauten sich nachts nicht mehr aus dem Haus. Dann begannen die Proteste.

Fünf Jahre später hat Insel seine Idylle wieder. Verlassene Dorfstraßen schlängeln sich vorbei an alten Höfen und neu angeleg- ten Vorgärten. Eine Frau in Warnweste bläst Laub von der Einfahrt. Hinter ver- schlossenen Toren klaffen Hunde. Sonst herrscht Stille.

Doch was wurde aus all der Wut?

Auf seiner Veranda tapst Günter G. in Filzsocken über das feuchte Holz. Sein Fin- ger zeigt erst auf den neu gepflanzten Rosen- busch, dann auf die Scheune, in der er 20 Hühner hält. Am Nachbarzaun bleibt seine Hand stehen. Spanplatten und Plas- tikplanen versperren die Sicht in den Hof.

„Die haben sie wegen uns an den Zaun genagelt“, murmelt G. in seine Barthaare, dunkel- gelb vom Nikotin. „Sie wollen nicht, dass wir den Kindern beim Baden zusehen.“

Günter G. sackt in einen der Rattansessel. Den Zigaret- tenrauch zieht er durch eine Spitze tief ein, bevor er wei- terredet. „Ich weiß nicht, wa- rum die Leute Angst vor uns haben“, sagt er: „Wir lauern ja nicht hinter den Büschen.“ G. ist 70 Jahre alt. Seine Hände zittern, als er die Hosenträger zu- rechtrückt. G. ist krank, er hat taube Hän- de, Probleme mit dem Gleichgewicht. Dunkle Schatten liegen unter den Augen, mit denen er nur noch schlecht sieht.

G.s letztes Opfer war erst 15. Das Mäd- chen saß auf seiner Couch und löste Kreuz- worträtsel, als er plötzlich die Haustüre verschloss. Er zog ein Klappmesser, dräng- te die Jugendliche aufs Bett. Viermal verge- waltigte G. sie in dieser Nacht. Immer wenn sie sich wehrte, schlug er auf sie ein, drohte, sie abzustechen. Er wollte sie besitzen, sag- te Günter G. später. 37 Jahre war Günter G. damals, starker Alkoholiker, keine Ausbil- dung. Mit Gelegenheitsjobs finanzierte er seine Sucht. Als er festgenommen wurde, hatte er 2,5 Promille. Fünf Jahre Haft mit anschließender Sicherungsverwahrung lautete das Urteil. Gutachter hielten ihn aber für so gefährlich, dass sein Aufenthalt alle zwei bis drei Jahre verlängert wurde – 26 Jahre saß er insgesamt.

Alle paar Tage holpern in Insel Ver- kaufswägen über das Kopfsteinpflaster.



Alles andere als willkommen sind die beiden entlassenen Straftäter in dem kleinen Ort Insel – daran hat sich nichts geändert.

Fotos: dpa

Erst der Fischverkäufer, dann der Metzger, zuletzt der Bäcker. Das nächste Geschäft ist in Stendal, zwölf Autominuten entfernt. Schon vor Jahren hat die letzte Kneipe ihre Türen geschlossen. In Insel sieht es aus wie in vielen anderen Dörfern in Sachsen-An- halt: verfallene Häuser, wenig Arbeit, wenig Leben. Die Altmark ist eine der struktur- schwächsten Gegenden Deutschlands.

Die Bäckereiverkäuferin lächelt hinter dem Tresen. Zwei Frauen kaufen Nuss- ecken und Schrippen. „Die Vergewaltiger? Ach Gott, die grüße ich nicht“, sagt die eine, Birkenstock und Dauerwelle. „Lebt der Alte noch? Ich dachte, der ist schon tot“, sagt die

andere. „Ja, besser wär’s, wenn die bald sterben“, antwortet die eine. Andere Anwohner, die damals Plakate malten und in Tröten bliesen, haben ihren Frieden gefunden. „Klar bin ich bei den Demos mitgelaufen“, sagt ein Mann in weißem Unterhemd, der gerade Ein- käufe auslädt: „Aber sie ver- halten sich ruhig. Also passt das.“ Die lautstarken Proteste

sind verklungen. Und doch liegt Wut und Enttäuschung in den Stimmen der Dorfbe- wohner. „Wir hatten ja keine Wahl“, sagt eine Frau. Die Politiker verließen Insel wie- der. Die beiden Männer blieben.

Wenn Günter G. über seine Vergangen- heit spricht, schweift er oft ab. Die Zeit im Gefängnis hat Spuren hinterlassen. Die Si- cherungsverwahrung sei schlimm gewe- sen, menschenunwürdig, sagt G. Ein Fehler der Justiz. Er habe die Taten begangen, sie seien „nicht anständig“ gewesen. Aber Reue fühle er keine – im Gegenteil. „Man hat mir wehgetan“, sagt er. „Ich hätte den Leuten im Dorf gern erklärt, dass die Siche- rungsverwahrung kein Spaß ist“, nuschelt G. Dann hätte er ihnen von dem Gefühl er- zählt, kein Mensch mehr zu sein, sondern eine Nummer. Davon, wie er ein Schutz- schild aufbauen musste gegen Ängste und Enttäuschungen. Davon, wie er in der Zelle aus Obst, Zucker und Brot Most herstellte, um seine Sucht zu stillen. Davon, wie noch heute bei bestimmten Namen Bilder im Kopf auftauchen von gehässigen Wärtern und Mithäftlingen. Aber zu diesem Ge- spräch kam es nie.

Eine unsichtbare Mauer trennt den Hof der beiden Männer vom Rest des Dorfes. Mit jedem Protestmarsch, jeder Beschimp- fung wurde sie höher. Fünf Jahre später ist sie undurchdringlich geworden. Die meis- ten Einheimischen machen einen Bogen um das Haus. Keiner im Dorf will G.s Eier kaufen. „Die holt die Tafel in Stendal“, sagt er. Er redet langsam, sein Bart schluckt die letzten Silben.

Auch G. selbst meidet das Dorf. Er ver- lässt den Hof nur, um mit dem Mofa in die Stadt zu fahren. Dort kauft er ein oder geht zum Arzt. Hans-Peter W., der nicht über seine Vergangenheit sprechen will, arbeitet tagsüber bei einer archäologischen Gra- bung. Wenn die beiden Männer mit Misch- lingshündin Ebbi eine Runde drehen wol- len, dann fahren sie raus in die Natur, raus aus dem Ort. Mit den Leuten hier wollen sie nichts mehr zu tun haben.

Wirklich abgefunden haben sich die Menschen in der Gegend damit nicht. Auf der Bundesstraße von Stendal Richtung Insel fährt ein tiefergelegter Golf GTI, in der Heckscheibe steht in altdeutscher Schrift: „Keine Gnade für Kinderschän- der“. Vereinzelt sieht man noch die rot- blauen Kreuze, die die Bewohner damals an ihre Fassaden nagelten – als Zeichen der Ablehnung. Eine kleine Gruppe von Dorf- bewohnern trifft sich immer freitags ohne Plakate und Ge- schrei, aber mit einer klaren Botschaft: Wir wollen euch hier nicht haben.

Bernd Maelicke hat Erfa- hrung mit Fällen wie Insel. Das Ganze sei ein Dilemma, bei dem im Grunde jeder recht habe: die ehemaligen Verbrecher genauso wie die Anwohner. Maelicke ist Jurist und Sozialwissenschaftler, er gilt als Experte für Resozialisierung. „Trotz der Ängste können wir als Gesellschaft nicht anders“, erklärt er. „Wir müssen von den Leuten bei der Resozialisierung dieses Opfer einfor- dern, auch wenn es wehtut.“

Renate Brunner (Name von der Redak- tion geändert) hat keine Angst. Gegenüber Günter G. sitzt sie am Küchentisch und rührt in ihrer Kaffeetasche. Oma, wie die Männer sie nennen, war damals eine der wenigen, die sich gegen die Dorfgemein-

schaft stellten. Auch einige andere dachten so wie Brunner. „Sie haben sich aber nie ge- traut“, sagt die Rentnerin.

Brunner besuchte die Männer, hörte ih- nen zu. Seitdem sitzt sie regelmäßig an dem kleinen Holztisch mit geblühter Wach- tischdecke. Ab und zu klingeln Brunnerts Enkelkinder bei den Männern. Dann holen sie Ebbi zum Gassigehen. Sonst kommt nie- mand. „Mir ist das egal“, sagt G. „Ich fühle mich hier wohl, ich bin zufrieden.“ Über seinen Kopf flattert sein Wellensittich Bu- bi, landet auf dem Fenstersims. „Die Be- währungszeit ist vorbei, meine Vergangen- heit geht keinen mehr was an.“

Zehn Kilometer entfernt sitzt Oberbür- germeister Klaus Schmotz, ein ehemaliger Oberstleutnant der DDR-Grenztruppen, im frisch renovierten Stendaler Rathaus. Seit 2012 ist der 64-jährige Christdemokrat für Insel zuständig. Nach dem Rücktritt des ehemaligen Ortsbürgermeisters hatte sich in Insel kein neuer Ortsrat mehr gebildet. Ein Bürger habe damals zu Schmotz gesagt: „Wenn ich mich aufstellen lasse, habe ich das Thema gleich an der Backe. Dann heißt es: Kümmere dich drum, die müssen weg.“

Wenn es nach Schmotz gegangen wäre, hätte man die Leute gleich informieren müssen, anstatt sie vor vollendete Tatsa- chen zu stellen. Aber genau das wollten Hans-Peter W. und Günter G. beim Umzug eben nicht: dass alle wieder wissen, wer sie sind.

Schuld an der Eskalation in Insel seien die Amtsträger, meint der Sozialwissenschaft- ler Maelicke. Hinter dem Rü- cken der Gesellschaft bekom-

me man das nicht hin. „Bürgermeister, Lehrer und Pfarrer müssen Bescheid wis- sen. Sie sollen mit Anwohnern sprechen, inwieweit ihre Ängste berechtigt sind.“ Dem Vermieter macht er keinen Vorwurf: „Der Mann hat mit gutem Willen gehan- delt. Solche Leute brauchen wir für die Re- sozialisierung.“

Edgar von Cramm selbst würde es wie- der so machen. Es sei sein Haus, sein Grundstück, er müsse niemanden fragen, an wen er vermiete. Dennoch gibt er zu, die Dynamik unterschätzt zu haben. Als er während der Demos sein Auto bei einem Mechaniker in Insel reparieren lies, hing danach ein Zettel an der Werkstatt: „Wenn Du noch einmal den Trabbi vom Cramm flickst, brennt Dein Haus!“

Mehr als stille Akzeptanz könne man in solchen Fällen von den Bürgern nicht er- warten, sagt Maelicke. Und das sei schon recht viel. Die Täter seien entlassen worden und hätten fünf Jahre lang keine Straftaten mehr begangen: „Was will man mehr?“, sagt der Jurist. „Für mich ist der Fall doch ein wunderbarer Erfolg.“

Manchmal, wenn Günter G. auf der Ve- randa sitzt, überlegt er, wie das Leben in Insel verlaufen wäre, wenn seine Vergan- genheit nicht ans Licht gekommen wäre. Dann hätte Hans-Peter Kollegen einladen können – zum Grillabend auf der Veranda. Vielleicht wären auch ein paar Nachbarn vorbeigekommen. „Das wäre doch gut ge- wesen“, sagt G.: „Aber es wird so bleiben im Dorf. Jetzt ist es zu spät.“

Blind für globale Veränderung

Industriepolitik Die Deutschen haben in China zu lange gute Miene zum bösen Spiel gemacht. *Von Finn Mayer-Kuckuk*

Wirtschaftsminister Sigmar Gabri- el hat recht: Es ist ein Skandal, dass deutsche Firmen in China unter Gängelei leiden, während chinesische Unternehmen in Deutschland die Perlen der Industrie aufkaufen dürfen. Doch den chinesischen Investoren jetzt die Tür vor der Nase zuzuschlagen würde falsche Signa- le setzen. Auch wenn die Globalisierung derzeit unpopulär ist: Deutschland selbst profitiert am meisten von offenen Märkten, auch für Firmenkäufe.

Die Politik war zu lange blind für die glo- balen Veränderungen und hat es versäumt, sich entsprechend zu rüsten. Gabriel for- dert nun eine neue Industriepolitik von der EU. Doch auch Deutschland hätte sich auf nationaler Ebene besser auf eine Welt vor- bereiten können, in der die Asiaten als Käu- fer auftreten. China gegenüber war die Bundesregierung lange allzu freundlich, obwohl die Wirtschaftshemmnisse für deutsche Firmen seit 30 Jahren bestehen.

Die Hauptschuld trifft jedoch die Ver- treter der Wirtschaft. Sie haben gute Miene zum bösen Spiel gemacht, um jeder für sich keine Nachteile zu riskieren. Kollektiv ha- ben sie damit die Chance vergeben, Peking gemeinsam mit der Bundesregierung unter Druck zu setzen, als Deutschland noch Ver- handlungsmacht über das Schwellenland hatte. Jetzt gebärdet sich China als unan- greifbare Großmacht.

Friedensvertrag

Internet Die Gema und Youtube einigen sich. Der Kampf gegen Gratiskultur im Netz geht weiter. *Von Christian Gottschalk*

M an muss Helene Fischer nicht mögen. Justin Bieber auch nicht, nicht einmal Abba. Gleichwohl hat jeder dieser Musiker eine beachtliche Anhängerschaft, und für all diejenigen – und viele andere auch – war Allerheiligen ein guter Tag. Sie schauen nicht mehr in die Röhre, wenn sie auf Youtube ihre Favoriten suchen. Die Einigung zwischen der Video- plattform und der Verwertungsgesellschaft Gema war in etwa so wahrscheinlich, als ob der VfB Stuttgart den Eurovision Song Contest gewinnt. Die Details sind noch un- klar, daher fällt es schwer, einen Sieger aus- zurufen. Nach dem wenigen, was man weiß, hat sich die Gema nicht unbedingt durch- gesetzt. Bezahlt werden soll nicht pro Klick, sondern pauschal. Die Gema hatte das anders gewollt, zog aber vor Gericht den Kürzeren.

Allerdings: Dass überhaupt bezahlt wird, ist ein Erfolg. Egal ob Wochenmarkt, Supermarkt oder Flohmarkt – überall gibt es Ware gegen Geld. Im Internet hat sich die Gratiskultur breitgemacht. Vor allem die Schöpfer von geistigem Eigentum lei- den darunter. Dies zu ändern ist ein langer und mühsamer Weg, aber er ist richtig. Wenn Youtube nun bezahlt, dann wird der Endverbraucher zunächst nicht zur Kasse gebeten. Er wird früher oder später da- durch bezahllen, dass er mehr Werbung über sich ergehen lassen muss.

Unten Rechts

Entdecker

Wasser, Wasser! Dieser heisere Ruf eines erschöpften Abenteurers angesichts der rettenden Quelle grundiert seit Jahrhunderten das Genre des Abenteuerromans und benetzt die ausgetrockneten Mundschleimhäute des Lesers von Expeditions-Literatur. Auch der Marslander Schiaparelli wurde auf eine solche Expedition ins Unbekannte ge- schickt. Er sollte auf der Oberfläche des Ro- ten Planeten nach Wasser suchen. Dann hieß es, er sei explodiert. Aber wer weiß das schon. Vielleicht hat er bereits irgendeine Oase im flirrenden Rot des unwirtlichen Gestirns ausfindig gemacht und lässt sich von verschleierten Jungfrauen die Gelenk- achsen massieren.

Doch wenn nicht? Kriecht Schiaparelli noch immer über den Wüstenboden? Lutscht er von einer Schraube die letzten Ölreste ab? Gräbt er Insektenlarven aus der Marserde? Die ESA im sicheren Heimat- stützpunkt wiegelt ab. Der Marslander ha- be jetzt schon alle Daten geliefert, die inte- ressant seien. Wasser habe man auf der Er- de sowieso mehr als genug. Eine zynische Haltung, die das Schicksal Schiaparellis be- siegelt. Retten könnte ihn nur noch die Entdeckung eines Getränkeautomaten, der vor zwei Millionen Jahren befüllt wurde. Hoffentlich hat man dem Entdecker Klein- geld mitgegeben.

Martin Gerstner



Auch die rechtsextreme NPD schlachtete den Protest für sich aus – hier 2012 bei einer Veranstaltung in Stendal.